

WOLFGANG BUNZEL

Vom Hassobjekt zur Identifikationsfigur

Martin Walsers Auseinandersetzung mit Goethe*

Das Erscheinen des Romans ›Ein liebender Mann‹ im März 2008 markiert nicht nur den vorläufigen End-, sondern zugleich auch den eigentlichen Höhepunkt von Martin Walsers über rund 40 Jahre reichender öffentlicher Goethe-Rezeption. Noch auffälliger als die ungewöhnlich lange Dauer dieser Auseinandersetzung ist freilich der Wandel, der sich dabei in der Bewertung des Schriftstellerkollegen vollzogen hat. Um es gleich vorwegzunehmen: Goethe mutiert in der genannten Zeitspanne vom Hassobjekt zur Identifikationsfigur, d.h. Walsers ursprüngliche Einschätzung verkehrt sich in ihr Gegenteil. Eine solch radikale Veränderung verlangt nach Erklärung. Wie also wurde aus dem einstigen, nachgerade militant auftretenden Goethe-Gegner schließlich dessen bewundernder Leser? In welchen Etappen hat sich dieser Umdeutungsprozess vollzogen? Und wo sind die Gründe für eine solch radikale Akzentverschiebung zu suchen? Um Antworten auf diese Fragen zu finden, ist es nötig, den Blick auf den Beginn von Martin Walsers öffentlich geführter Auseinandersetzung mit der deutschen Klassik zu richten und sich die ästhetischen wie literaturpolitischen Debatten der sechziger Jahre in Erinnerung zu rufen.

Von seinen Anfängen an hat Martin Walser sein Selbstverständnis als Schriftsteller aus der Identifikation mit und der Abgrenzung von Kollegen aus der Literaturgeschichte bezogen. Seine Autorwerdung ging einher mit einer Selbstverortung innerhalb der literarischen Tradition. Die Personen, die dabei eine tragende Rolle spielten, sind Hölderlin, Kafka, Robert Walser, Goethe und Thomas Mann, daneben auch noch Jean Paul, Schiller, Büchner, Heine und Brecht.¹ Bezugspunkt für

* Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, den ich im Wintersemester 2008/09 im Rahmen der 1. Frankfurter Goethe-Vorlesungen an der Goethe-Universität Frankfurt gehalten habe.

1 Fremdsprachige Autoren wie Proust, Swift und Beckett spielen nur in der Früh-

Walser war allerdings stets weniger das Werk als vielmehr die Person des jeweiligen Autors. Die Genannten stehen exemplarisch für gegensätzliche Lebenshaltungen und Schreibprogramme, die entweder affirmativ bejaht oder vehement abgelehnt werden. »Man kann nicht Hölderlin rühmen und den Weimarer Goethe *nicht* schmähen«² – diese apodiktische Formulierung aus dem Jahr 1970 legt beispielhaft jene dichotomische Konstruktion der Literaturgeschichte offen, die Martin Walsers Verhältnis zur Tradition lange bestimmt hat.³ Näher erläutert wird der von ihm behauptete fundamentale Unterschied zwischen ›Hölderlin‹ auf der einen und ›Goethe‹ auf der anderen Seite – oder besser: den jeweiligen Existenzweisen bzw. Autorrollen, die diese für ihn verkörpern⁴ – in seiner Rede zum 200. Geburtstag Hölderlins. Demnach gebe es in der modernen Gesellschaft im Wesentlichen zwei gegensätzliche Typen von Schriftstellern:

Die einen sind immer im Mittelpunkt ihrer Situation. [...] Sie betreiben ihre eigene Entwicklung fast souverän. Der Geschichte gegenüber verhalten sie sich oppositionell oder opportunistisch. Das heißt, sie sind zuerst Avantgarde, dann lassen sie sich einholen, und sind

phase eine gewisse Rolle. Seit den siebziger Jahren konzentrieren sich Walsers Orientierungsversuche ganz auf die deutsche Literaturgeschichte.

- 2 Martin Walser, Hölderlin zu entsprechen, in: Ders., *Wie und wovon handelt Literatur. Aufsätze und Reden*, Frankfurt am Main 1973 (edition suhrkamp 642), S. 42-66, hier S. 53.
- 3 »Immer denkt er in Gegensätzen. Oft genug auch dort, wo es keineswegs zwingend geboten ist«, stellt Martin Lüdke im Hinblick auf Walsers Poetikvorlesungen treffend fest; vgl. Martin Lüdke, *Mangel und Ressentiment. Martin Walser, Selbstbewußtsein und Ironie* (1981), in: Paul Michael Lützeler (Hrsg.), *Poetik der Autoren. Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, Frankfurt am Main 1994 (Fischer Taschenbuch 11387), S. 41-56, hier S. 45.
- 4 Mandelkow bemerkt zu Recht: »Martin Walser war der erste, der im Anschluß an die provozierende These von Bertaux [gemeint ist dessen Buch ›Hölderlin und die Französische Revolution‹, 1969] in seinem 1970 veröffentlichten Vortrag ›Hölderlin zu entsprechen‹ den gescheiterten Revolutionär zur Kontrastfigur zu Goethe machte« (Karl Robert Mandelkow, *Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers*, Bd. 2: 1919-1982, München 1989, S. 227). Vgl. in diesem Zusammenhang auch Waltraud Geißler, *Zu Martin Walsers Hölderlin-Bild*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Jena, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe*, Jg. 21, 1972, S. 479-481.

Verstärker. [...] Es ist klar, daß aus diesem Material Klassiker [– man kann hinzufügen: wie Goethe –] gemacht werden.

Die anderen [...] sind exzentrisch. Sie sind unzufrieden mit sich selbst. Deshalb eher erfolglos. [...] Nach ihrem Tode liebt man sie sehr. Sie haben es schwer, einen Begriff von sich zu bekommen. Wenn sie ICH sagen, meinen sie etwas anderes.

Es ist klar, daß Hölderlin zu diesen Dichtern gehört.⁵

Die Gründe für die Herausbildung derart divergierender Persönlichkeitsstrukturen seien in Herkunft und Sozialisation des jeweiligen Individuums zu suchen. Walser teilt in diesem Punkt die Auffassung der marxistisch orientierten Gesellschaftstheorie, dass die materiellen Lebensbedingungen des Menschen sein Bewusstsein bestimmen, und bekennt sich ausdrücklich zu der daraus abgeleiteten Schlussfolgerung: »Hinter dem Verfasser, dem Individuum, steckt das Kollektiv als Verfasser, die Klasse; und die Dichtung ist ein Teil des Bewußtseins dieser Klasse, des Kollektivs.«⁶ Ja, er versteht nicht nur den »Autor als Teilnehmer der Klassengesellschaft«,⁷ sondern hält auch »das schriftstellerische Thema für nicht wählbar, sondern für klassengebunden«.⁸ Er zeigt sich davon überzeugt, »[...] daß ein Einzelner schon kein Einzelner ist, sondern Angehöriger nicht nur einer diffusen Gesellschaft, sondern innerhalb dieser Gesellschaft einer bestimmbareren Klasse. Dadurch macht er die Erfahrungen seiner Klasse«.⁹ Die jeweilige soziale Klasse präformiere demnach den individuellen Erfahrungsfundus:

5 Walser, Hölderlin (Anm. 2), S. 42.

6 Martin Walser, *Wie und wovon handelt Literatur*, in: Ders., *Wie und wovon handelt Literatur* (Anm. 2), S. 119–138, hier S. 129. Walser zitiert hier Aleksandr Aleksandrowič Bogdanovs Aufsatz ›Was ist proletarische Dichtung?‹ (1920) nach dem von Helga Gallas herausgegebenen Band: *Marxistische Literaturtheorie. Kontroversen im Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller*, Neuwied 1971 (Sammlung Luchterhand 19; collection alternative 1), S. 77.

7 Walser, *Wie und wovon* (Anm. 6), S. 121.

8 N. N., *Demokratisierung statt Werbung*. Interview mit Martin Walser, in: konkret, Nr. 29, 5.7.1973, S. 45.

9 Ulrike Hick, *Martin Walsers Prosa. Möglichkeiten des zeitgenössischen Romans unter Berücksichtigung des Realismusanspruchs*, Stuttgart 1983 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 126), S. 292 f. (Gespräch mit Martin Walser, 4.5.1977).

Ein Millionärssohn macht selbstverständlich ganz andere Erfahrungen von seinem zweiten, dritten, vierten Lebensjahr an, als der Sohn einer kleinen Gastwirtschaftsfamilie in Wasserburg am Bodensee, wo ich aufgewachsen bin; ich bin nie in eine andere Schicht hineingeraten. Das ist die Klassenbegrenzung eines jeden Schriftstellers, und aus diesen Erfahrungen schreibe ich bis heute.¹⁰

Das zentrale Deutungsmuster, das Walser zur Beschreibung der durch bestehende Klassenunterschiede bedingten unterschiedlichen Existenz- und Bewusstseinsformen bemüht, ist dabei der Gegensatz zwischen »Großbürgertum« und »Kleinbürgertum«.¹¹ Die von ihm gebrauchte Unterscheidung entspringt allerdings nicht einer präzisen historisch-soziologischen Schichtenanalyse, sondern ist eher die abstrakte Strukturformel für ein grundlegendes wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis, das weitgehend dem Hegelschen Modell von Herr und Knecht entspricht. Der »Kleinbürger« – es handelt sich hier übrigens um einen von Marx entlehnten Begriff – sei mit einem Legitimationsdefizit behaftet, dem er zeitlebens nicht zu entkommen vermag. Der Anpassungsdruck, dem er sich ausgesetzt sieht, bedinge eine nachhaltige Ich-Schwäche, so dass der Aufbau einer stabilen Identität nicht gelinge. Einem derart ungesicherten Ich bleibe zwangsläufig auch die gesellschaftliche Anerkennung versagt, deren Ausbleiben wiederum den permanenten Zweifel an der eigenen Lebensberechtigung verstärke. Anders beim »Großbürger«: Auf Grund seiner unangefochtenen Klassenidentität erlebe er sein Ich als gesichertes. Da als Bezugspunkt des »Großbürgers« immer nur die eigene Person fungiere, sei dieser der zum Herrn Prädestinierte und er-

10 N. N., Demokratisierung (Anm. 8), S. 45. Mehrfach hat Walser seine biographische Differenz zu Goethe betont, die aus der unterschiedlichen Herkunft und Klassenzugehörigkeit resultiere. So sei er eben »nicht selbstsicher [...] wie Goethe« (Monika Totten, Ein Gespräch mit Martin Walser in Neu-England, in: Klaus Siblewski (Hrsg.), Martin Walser, Auskunft. 22 Gespräche aus 28 Jahren, Frankfurt am Main 1991 [suhrkamp taschenbuch 1871], S. 96-115, hier S. 107). Er könne auch »nicht erfolgreich leidend und zielstrebig Jahresringe ansetzen [...] wie der Klassikgründer in Weimar«; Walser, Hölderlin (Anm. 2), S. 53.

11 Siehe hierzu Frank Pilipp, Von den Nöten des Kleinbürgers. Sozialer und individueller Determinismus in Martin Walsers Prosa, in: Heike Doane / Gertrud Bauer Pickar (Hrsg.), Leseerfahrungen mit Martin Walser. Neue Beiträge zu seinen Texten, München 1995 (Houston German Studies 9), S. 48-71.

weise sich gegenüber dem »Kleinbürger« als überlegen, dem nichts übrigbleibe, als sich in die Rolle des Knechts zu fügen. Exemplarische Repräsentanten des Großbürgertums im Bereich der Literatur seien Goethe und Thomas Mann. An ihnen konturiert Walser die aus seiner Sicht wackeligen »Kleinbürger«-Identitäten eines Hölderlin, eines Jean Paul, eines Fichte, eines Büchner, eines Kafka oder eines Robert Walser.

Die Ablehnung des Weimarer Ministers und Großschriftstellers macht sich folgerecht primär an dessen großbürgerlicher sozialer Herkunft und damit an dessen Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse fest: »Des Iphigenie-Dichters Existenz in Weimar war, wenn man bedenkt, wie das Volk rundum lebte, asozial und zynisch. Kafkas Existenz war anders.«¹² Eine derart parasitäre Lebenshaltung wirke sich im Berufswie im Privatleben aus. In seiner Ministertätigkeit erscheint Goethe deshalb geradezu als Musterbild des selbstherrlichen, standesbewussten Vorgesetzten, der Abweichungen von der Norm keineswegs dulden kann und solche bei seinen Untergebenen unnachgiebig ahndet.¹³ Und auch im privaten Bereich setze sich ein »nehmensgewohnte[s] [...] Herrschaftskind«¹⁴ wie Goethe rücksichtslos gegen Schwächere durch. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich dieser auch in Liebesangelegenheiten verhalte, könne einen mit weniger Selbstbewusstsein ausgerüsteten potentiellen Konkurrenten nur in die Verzweiflung treiben.¹⁵ Eine

12 Martin Walser, Über die Neueste Stimmung im Westen, in: Ders., *Wie und wovon handelt Literatur. Aufsätze und Reden*, Frankfurt am Main, S. 40. Reaktiviert werden hier Argumentationsmuster der frühen nationalpatriotisch-politischen Goethe-Gegner. Weitz hat deshalb Recht, wenn er feststellt: »Was Walser gegen Goethe hervorholt und ausbreitet, sind die engstirnigen Vorwürfe und Anwürfe von 1830« (Hans-J.[oachim] Weitz, *Goethe als Bühnenfigur auf dem Theater von heute*, Rundfunkmanuskript, Radio Studio Basel [DRS], 27. und 28.8.1982, S. 1-11, hier S. 7).

13 Eine der Folgen: »Fichte, der kleinbürgerlich-proletarische Leinwebersohn aus der Niederlausitz [...] war [...] als Professor in Jena für seinen Chef Goethe nicht brauchbar. Goethe unterschrieb die Entlassung Fichtes, Grund: Atheismus.« (Martin Walser, *Warum brauchen Romanhelden Berufe?*, in: Ders., *Vormittag eines Schriftstellers*, Frankfurt am Main 1994, S. 27-47, hier S. 31 f.)

14 Martin Walser, *Mein Schiller*, in: Ders., *Liebeseklärungen*, Frankfurt am Main 1983, S. 155-171, hier S. 168.

15 »Goethes Glück bei Friederike war ja ein Anlaß zum Unglück des Reinhold Michael Lenz« (Martin Walser, *Woran Gott stirbt. Über Georg Büchner*, in: Walser, *Liebeseklärungen* [Anm. 14]), S. 225-235, hier S. 228 f.).

derartige Lebenseinstellung hat natürlich auch Folgen für die Texte. Goethe – und nach ihm der Goethe-Epigone Thomas Mann – etwa habe, da er an keinem »Selbstbewußtseinsproblem« litt, Entwicklungsromane schreiben können. Nicht so Robert Walser und Franz Kafka. Bei ihnen »gelingt überhaupt keine Selbstbewußtseinsbildung mehr«: »Also können die Entwicklungsromane nur Antientwicklungsromane sein.«¹⁶ So wie ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ »die das bürgerliche Selbstbewußtsein Weihende Programmschrift«¹⁷ und die »exemplarische Gründung« des Entwicklungsromans gewesen sei, so sei ›Jakob von Gunten‹ »der Abgesang auf den Entwicklungsroman«.¹⁸

Als zeitgenössischer Widerpart zur »wohligh gefestigte[n] Identität des Großbürgers Goethe«¹⁹ fungiert für Walser etwa »der durch kleinbürgerliche Erfahrung für politische Einteilungen empfindlichere Jean Paul«.²⁰ Dessen durch die soziale Stellung bedingtes »Selbsterlebnis ist [...] die Bedingung für eine Wahrnehmungsfähigkeit, die man auf der Klassikerseite gar nicht erst suchen muß«.²¹ »Nichts Sicheres zu sein,

16 Walser, Warum (Anm. 13), S. 33.

17 Martin Walser, Goethe hat ein Programm, Jean Paul eine Existenz (Über Wilhelm Meister und Hesperus), in: Literaturmagazin 2: Hans Christoph Buch (Hrsg.), Von Goethe lernen? Fragen der Klassikrezeption, Reinbek 1974 (Das neue Buch 49), S. 101-112, hier S. 109.

18 Martin Walser, Erfahrung mit ersten Sätzen oder Aller Anfang ist leicht, in: Ders., Vormittag eines Schriftstellers (Anm. 13), S. 151-162, hier S. 161. Um die völlige Gegensätzlichkeit der Texte hervortreten zu lassen, bemüht Walser zuweilen allerdings Vergleiche, die sich hart am Rande polemischer Verzeichnung bewegen. So wird etwa die Turmgesellschaft in Goethes ›Lehrjahren‹ mit Kafkas Schloß im gleichnamigen Roman parallelisiert: »Hier wie dort eine Schloßgesellschaft. Aber bei Goethe eine Schloßgesellschaft, die souverän pädagogisch alle Irrungen des Helden auffängt und zu seinem Besten lenkt. Bei Kafka eine Schloßgesellschaft, die so konstruiert ist, daß jeder Behauptungsversuch des Helden zu dessen Aufhebung, also Vereitelung führt, was in der Folge in einer vollkommenen Erschöpfung enden muß.« (Martin Walser, Des Lesers Selbstverständnis, in: ebd., S. 163-200, hier S. 173.) Den Gipfel erreicht Walsers einseitige Lektüre, wenn kontrafaktisch behauptet wird, Wilhelm Meister mutiere am Ende der ›Lehrjahre‹ zum »Investment-Makler« (Walser, Warum [Anm. 13], S. 46).

19 Walser, Goethe (Anm. 17), S. 106.

20 Ebd., S. 103.

21 Ebd., S. 107. »Aber verlangen wir von Goethe nicht Erfahrungen, die man als Angehöriger der herrschenden Klasse einfach nicht macht!« (ebd., S. 102).

schärft offenbar jene Nerven, die dann den Ausdruck schärfen.«²² So wird denn auch an anderer Stelle dem »Lebensgenie Goethe«²³ das »Empfindlichkeitsgenie«²⁴ Büchner entgegengesetzt. Mit den Begriffen »Erfahrung«, »Erlebnis«, »Wahrnehmung« und »Empfindlichkeit« akzentuiert Walser einen Faktor, der im traditionellen Bezugsrahmen materialistischer Literatur- bzw. Gesellschaftstheorie keine nennenswerte Rolle spielt: das Element der Subjektivität.²⁵ Überhaupt wird bei ihm das Instrumentarium materialistischer Literaturbetrachtung schon früh mit dem Vokabular existentialistischer Daseinsbeschreibung angereichert.²⁶ Nicht zufällig bedient sich Walser in dem programmatischen Aufsatz ›Wer ist ein Schriftsteller‹ zur Umschreibung der Rolle des Autors und seiner Tätigkeit »der Begriffe von Kierkegaard und Marx«. ²⁷ Denn: »Der eine hat das Handeln, der andere das Leiden zum Gegenstand der Dialektik werden lassen.«²⁸ Der in einem Interview von ihm gebrauchte Begriff der »Klassenerfahrungen«²⁹ verklammert geradezu beispielhaft die existentialistische mit der materialistischen Komponente und kann als eine Art Kürzel für sein Literaturverständnis gelten.

Dieser doppelte Fokus bleibt über die gesamte Zeitspanne von Martin Walsers Schaffen hinweg bestehen, allerdings ereignet sich im Lauf der Jahre eine entscheidende Verschiebung der Blickrichtung. In dem Aufsatz ›Die Stimmung, das Wissen, die Sprache‹ verweist der Autor zwar noch einmal überdeutlich auf das Eingebundensein des Individuums in gesellschaftliche Rahmenstrukturen, relativiert aber deutlich den Stellenwert der sozialen Klassenzugehörigkeit: »Ich habe neben einander zu

22 Martin Walser, *Wer ist ein Schriftsteller?*, in: Ders., *Wer ist ein Schriftsteller? Aufsätze und Reden*, Frankfurt am Main 1979 (edition suhrkamp 959), S. 36-46, hier S. 40.

23 Walser, *Goethe* (Anm. 17), S. 107.

24 Walser, *Woran* (Anm. 15), S. 235.

25 Dabei ist allerdings zu betonen, dass »bei Martin Walser der Begriff der Erfahrung [...] auf einer vortheorietischen Stufe verbleibt«; Hick, *Prosa* (Anm. 9), S. 39.

26 Insbesondere Jaeger hat auf diese »Erweiterung der [...] Perspektive« hingewiesen, die sich beschreiben lasse als »Ergänzung des dialektischen Geschichtsmodells« »durch die [...] existentialistische Blickrichtung« (Michael Jaeger, *Goethe schmähen – Goethe loben. Martin Walsers Weg nach Weimar*, in: *Der Deutschunterricht*, Jg. 51, Heft 1, 1999, S. 96-105, hier S. 100).

27 Walser, *Schriftsteller* (Anm. 22), S. 40.

28 Ebd., S. 41.

29 N. N., *Demokratisierung* (Anm. 8), S. 45.

lesen versucht Marx und Kierkegaard, beide ja Söhne des einen Hegel. Marx blieb, glaube ich, wegen seiner Positivität bei mir eher folgenlos. Kierkegaard wegen seiner Negativität hat, hoffe ich, in mir zu wirken nicht aufgehört.«³⁰ Von seinem ideologischen Profil her lässt sich der Schriftsteller Martin Walser daher als marxistisch denkender Existentialist beschreiben, bei dem nach und nach die materialistische Komponente immer schwächer geworden ist. Die klassenkämpferische Gesellschaftskritik der sechziger und siebziger Jahre weicht allmählich einer anthropologischen Skepsis. In seiner Büchnerpreisrede beispielsweise spricht Walser nicht mehr von der sozialen Determiniertheit des Kleinbürgers, sondern vom »unbehebbar[e]n] Leidwesen unseres Daseins.«³¹ Beiden Positionen gemein ist indes der Glaube daran, dass Literatur wie ein Spiegel funktioniere: War Walser in den sechziger und siebziger Jahren noch ein Anhänger der marxistischen Widerspiegelungstheorie, wonach die Kunst ein unmittelbarer Reflex gesellschaftlicher Verhältnisse sei, so begreift er Literatur seit den achtziger Jahren als Spiegel der Psyche. Beide Male ist sie freilich in Gefahr, ihren Eigenwert einzubüßen und nur als Vehikel zu dienen.

Am deutlichsten schlägt sich die skizzierte Verlagerung im Wandel von Walsers Goethe-Bild nieder. In der bereits erwähnten Büchnerpreisrede aus dem Jahr 1981 konzidiert der Autor, dass auch Wilhelm Meister, obwohl seine Person »tausendmal fester« als Büchners Lenz wirke, dem Gefühl »totaler Angefochtenheit«³² ausgesetzt sei. Im selben Jahr würdigt er am alten Goethe »die heroische Anstrengung eines Greises, um der Geschichte willen auszuharren auf einem öffentlichen Vernunftposten.«³³ Und 1982 heißt es dann im Ton eines Bekenntnisses, das lange zurückgehalten wurde:

Ich habe von 1953 bis 73 des öfteren kapituliert vor dem Wilhelm Meister, aber dann wurde es allmählich eine Begegnung, lichtvoll und hochgestimmt, wie es sein soll bei einem Lese-Erlebnis, der Sinn ging nieder wie ein Monsun. Ich begriff endlich die historische Sen-

30 Walser, *Neueste Stimmung* (Anm. 12), S. 39.

31 Walser, *Woran* (Anm. 15), S. 233.

32 Ebd., S. 228.

33 Martin Walser, *Selbstbewußtsein und Ironie*. Frankfurter Vorlesungen, Frankfurt am Main 1996 (Bibliothek Suhrkamp 1222), S. 75.

sibilität, die Goethe bewog, aus einem Künstlerroman einen allgemeinen Aufsteiger-Roman zu machen.³⁴

Walser erkennt Goethe jetzt vorbehaltlos Leidenschaftlichkeit zu: »Jemand, der so überprompt versucht, sich allem Leiden zu entziehen, tut das wohl nicht, weil er nicht leidet«. ³⁵ Vielmehr gelte: »Das Gegengewicht Schönheit stammt aus der Unerträglichkeit der bloßen menschlichen Existenz oder wenigstens aus der Angst vor dieser Unerträglichkeit. Schönheit ist eine Tochter der Angst. Das lern ich bei Goethe.« ³⁶ Doch die Bewunderung wird begleitet von einer nach wie vor andauernden Skepsis an der reinen Positivität der Goetheschen Texte, in denen es – nach Walser – immer nur um »die Glücksproduktion, die Güteverbreitung, die Weltglättung, die Friedensstiftung« ³⁷ gehe. Das sich dahinter offenbarende Bestreben einer »Sehnsuchts-Minimalisierung« ³⁸ erweist sich weiterhin als fragwürdig angesichts der Tatsache, dass solche »Konflikt- und Schmerzvermeidung« als eine Art von »Anästhesie per Sprache, [...] per Poesie« ³⁹ wirke.

Die ideologisch motivierte Goethe-Ablehnung des sich vorrangig als Gesellschaftskritiker verstehenden jungen Autors Martin Walsers hat sich zu Beginn der achtziger Jahre in Hassliebe verwandelt:⁴⁰ Walser würdigt nun die seismographischen Qualitäten von Goethes Texten, hegt aber gegenüber ihrem Urheber nach wie vor gewisse Vorbehalte, schließlich sind »Autoren« für Walser »immer exemplarische Produkte ihrer Gesellschaften«. ⁴¹ Deutlichster Beleg dieser Ambivalenz ist das im Goethe-Jubiläumsjahr 1982 erstmals veröffentlichte Stück »In Goethes

34 Martin Walser, »Goethes Anziehungskraft«, in: Ders., »Liebeserklärungen« (Anm. 14), S. 237-259, hier S. 241 f.

35 Ebd., S. 249.

36 Ebd., S. 243.

37 Ebd., S. 254.

38 Ebd., S. 252.

39 Ebd., S. 243.

40 Als 1980 in einem Interview behauptet wird, Goethe sei einer seiner »am wenigsten geliebten« Autoren, korrigiert Walser diese Ansicht bezeichnenderweise mit dem Hinweis darauf, dass er keine »Antipathie gegen Goethe« hege: »bei Goethe gibt es weiß Gott genug zu lieben und ein bißchen auch zu hassen«; Totten, Gespräch (Anm. 10), S. 112 und 113.

41 Walser, »Neueste Stimmung« (Anm. 12), S. 15.

Hand«. ⁴² Schon der Titel des Textes, der sich nicht nur auf die Situation der Titelfigur Johann Peter Eckermann, sondern auch auf die Einstellung des Autors selbst gegenüber Goethe beziehen lässt, benennt ja eine Gefühlslage, in der sich Faszination mit Schauern mischt. »In Goethes Hand« ist in seinem Kern eine »philologisch-historische Variante jener Herr-Knecht-Dialektik, die Walser als Thema von jeher fasziniert hat«; es stehen sich dabei gegenüber »Eckermann und Goethe, der dichtenwollende Klein- und der real dichtende Großbürger«. ⁴³ Eckermann erscheint in dieser Perspektive »als stellvertretender kleinbürgerlicher Intellektueller seines Jahrhunderts«, ⁴⁴ der in der Auseinandersetzung mit dem erfolgsverwöhnten Großbürger Goethe stets den Kürzeren zieht. ⁴⁵

Doch so wie das Stück nicht nur Eckermanns Leiden vorführt, sondern zugleich deutlich macht, welchen Anteil das Opfer selbst an seinem Schicksal hat, so lässt es ansatzweise auch die verletzliche Seite des auratischen Egoisten Goethe erkennen. Goethe, der gerade aus Marienbad zurückkommt, wo er sich ein wenig individuellen Freiraum gönnen durfte, sieht sich in Jena von einer Phalanx von Bezugspersonen umgeben, die ihn so rasch wie möglich in seine angestammte Rolle als kulturelles Aushängeschild drängen wollen. Und obwohl er sich dagegen sträubt, sofort nach Weimar weiterzureisen, vermag er sich gegen den Einfluss der beiden intriganten Hauptverwalter seines öffentlichen Prominentenstatus, dem trunksüchtigen Sohn August und der hysterischen Schwiebertochter Ottilie, nicht zur Wehr zu setzen. So ist letzt-

42 Zitate aus diesem Text – hier zitiert nach: Martin Walser, In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1984 – sind mit der Sigle »IGH« versehen und werden unter Nennung der Seitenangabe direkt im Text nachgewiesen.

43 Bernd Neumann, Bruder Eckermann. Anmerkungen zu Martin Walsers Schauspiel »In Goethes Hand«, in: Gertrud Bauer Pickar / Sabine Cramer (ed.), *The Age of Goethe Today. Critical Reexamination and Literary Reflection*, München 1990 (*Houston German Studies* 7), S. 171.

44 Ebd.

45 Daneben ist das Eckermann-Stück aber auch als Gegenentwurf zu Thomas Manns »Goethetum« zu sehen; Walser, *Selbstbewußtsein* (Anm. 33), S. 74. Während bei Mann »der Name des Goethe-Mitarbeiters Riemer zur Herrichtung einer Aufblicksfigur benutzt« wird, nimmt Walser konsequent die Perspektive Eckermanns ein (ebd).

lich auch er der Spielball fremder Mächte, obschon er im Vergleich zu Eckermann ein privilegiertes Leben in Luxus führen kann.

Die Szenenfolge ›In Goethes Hand‹ markiert daher in mancher Hinsicht einen Wendepunkt in Martin Walsers Schaffen. Die gesellschaftskritisch intendierte Dialektik von Herr und Knecht, die seine Romane der siebziger und achtziger Jahre geprägt hat, erfährt insofern eine Neuaufwertung, als hier beide Zentralfiguren als Gestalten vorgeführt werden, die in ein komplexes Geflecht von Machtbeziehungen und Interessen verwickelt sind, dabei von anderen Personen instrumentalisiert werden und somit zunehmend weniger ihren eigenen Bedürfnissen Geltung zu verschaffen vermögen. Das Individuum muss jeweils eine ihm aufgezwungene Funktion im Ablauf eines anonymen, sinnentleerten Literaturbetriebs erfüllen. ›In Goethes Hand‹ enthält also bereits wesentliche Handlungselemente und Argumentationsfiguren jener Texte, in denen dann Kultur- und Medienschelte breiten Raum einnehmen. Dazu kommt, dass Walser Goethe zwar mit polemischer Schärfe kritisiert, indem er dessen vermeintliche »Lieblosigkeit, Selbstsucht und ungenierte Lasterhaftigkeit, [...] amoralische politische Indifferenz und vollendete Unvorbildhaftigkeit«⁴⁶ betont. Doch zeichnet er ihn durchaus nicht nur »als eitlen Trottler und seniles Ekel«, sondern eben auch als »Mensch wie Du und ich«.⁴⁷ Damit ist ein Weg eingeschlagen, der es möglich macht, Gemeinsamkeiten mit dem einst

46 Wolfgang Wittkowski, *Die Schriftsteller und die Tradition. Walser, Goethe und die Klassik*, in: Jürgen E. Schlunk / Armand E. Singer (ed.), *Martin Walser. International Perspectives*, New York / Frankfurt am Main 1987 (*American university studies I/64*), S. 157-169, hier S. 165. Es greift freilich zu kurz, das Stück einfach als »oberflächliche Schelte« (Eberhard Mannack, *Bemerkungen über Martin Walsers ›In Goethes Hand‹*, in: *Jahrbuch für Internationale Germanistik*, Bd. 15, 1983, S. 138) des Dichters oder gar als »Goethe-Pasquill« zu werten (vgl. Günter Niggel, *Ein Goethe-Pasquill zum Jubiläum*, in: *Arbitrium*, Jg. 1, 1983, S. 326 f.).

47 Wittkowski, *Schriftsteller* (Anm. 46), S. 164. Interessant ist, dass Walser sein Stück mehrfach umgeschrieben hat: »Neben Kürzungen und Straffungen, die hauptsächlich den Zweck haben, das Stück Bühnenwirksamer zu machen, zielen die Veränderungen in dessen dritter Version [...] zentral darauf, das vom Stück präsentierte Goethe-Bild deutlicher hervortreten zu lassen.« (Jens Kruse, *Walsers Eckermann-Stück: Goethe-Schelte oder Liebeserklärung?*, in: *Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur*, Jg. 79, 1983, S. 440).

vehement attackierten Widersacher zu entdecken und ihm sich identifikatorisch anzunähern.⁴⁸

Im Zuge dieser Neubewertung Goethe beginnt Walser in den achtziger Jahren damit, den Gehalt der Texte von ihrer Rezeption abzulösen.⁴⁹ So heißt es über Goethe und seine Schriften:

Bei ihm: die keine Sekunde gesicherte Balance; der ständige Andrang des Ominösen; die unablässige Arbeit an ein bißchen Fassung. Nach ihm: Zitatgebrauch ad libitum; hauptsächlich: In-Dienst-Nehmen zu bürgerlich herrschaftlichem Gebrauch; das Goethe-Gut wird Mittel zur Einschüchterung, zur Konservierung. Aus dem Existenztext wird eine höhere Befehlssprache.⁵⁰

Die hier getroffene Unterscheidung gestattet es Walser, seine bisherige Position zu revidieren, ohne die früher geäußerten Ansichten offen revozieren zu müssen. Alles, was er bislang Goethe selbst vorgeworfen hat, lastet er nun der Rezeptionsgeschichte an, sei sie es doch, die dessen Bild fundamental verzerrt habe. Seine eigene ablehnende Haltung zu Goethe in den sechziger und siebziger Jahren kann er damit als Reaktion auf die blinde Verehrung des Weimarer Olympiers »in der Emil-Staiger-Kirche«⁵¹ rechtfertigen. Dieser Schwenk ist nicht zuletzt deshalb bemerkenswert, weil Walser sich seit den sechziger Jahren als »re-

48 Siehe hierzu auch Ioana Crăciun, *Wie stellt man Goethe dar? Bemerkungen zu Martin Walsers Schauspiel *In Goethes Hand**, in: *Transcarpathica. Germanistisches Jahrbuch Rumänien*, Jg. 2, 2003, S. 35-68, und neuerdings Dies., *Historische Dichtergestalten im zeitgenössischen deutschen Drama. Untersuchungen zu Theaterstücken von Tankred Dorst, Günter Grass, Martin Walser und Peter Weiss*, Heidelberg 2008 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 260).

49 Im Grunde spielt Walser hier die Aspekte Wirkung und Rezeption gegeneinander aus: Gegenüber einer Wirkungsgeschichte, die ihm als Kette zum Stereotyp geronnener Rezeptionsakte erscheint, auratisiert er den individuellen Rezeptionsakt – gemäß der Einsicht der Rezeptionsästhetik, wonach ein literarischer Text einer »Partitur« gleiche, die jeder Leser individuell zum Leben erwecke (vgl. Hans Robert Jauß, *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft*, in: Ders., *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt am Main 1970 [edition suhrkamp 418], S. 172).

50 Walser, *Anziehungskraft* (Anm. 34), S. 258.

51 Totten, *Gespräch* (Anm. 10), S. 41.

putierlicher Kritiker der Klassik und des Klassikkults«⁵² profiliert hat. Sein auf dem Deutschen Germanistentag 1964 gehaltener Vortrag *Imitation oder Realismus* »wurde eine Art Programmschrift für die Anti-Klassik-Kampagne, die voll einsetzte um 1970.«⁵³ Aber sehr bald schon reduzieren sich Walsers Vorbehalte gegenüber Goethe auf seine Stellung im literarischen Leben um 1800. In einem Interview aus dem Jahr 1981 heißt es dementsprechend: »Was ich [...] nicht mag«, ist Goethes »Selbstobjektivierung«: er war »jemand, der [...] fünfzig Jahre lang die Spitze des Kulturbetriebs bildet.«⁵⁴ Walser weiß freilich auch, wie sich dieser Aspekt von Goethes Schriftstellerexistenz wirkungsvoll relativieren lässt: dadurch nämlich, dass man sich dieser Gestalt auf radikal subjektive Art und Weise nähert. Wenn er einer Interviewpartnerin gegenüber beteuert: »ich möchte wirklich mit dem Goethe umgehen, wie wenn er warm und lebendig im Zimmer wäre«,⁵⁵ dann umreißt er damit die Spezifik seines Umgangs mit dem einst Geschmähten, wie sie sich seit Beginn der neunziger Jahren beobachten lässt.

Worin dessen entscheidende Leistung liegt, hat Walser 1987 auf der Festveranstaltung zur 200-Jahr-Feier von Goethes Sizilienreise formuliert: »Goethe hat uns unser privates 1789 errungen.«⁵⁶ Da er das »Recht der Person auf volle Empfindung« eingeklagt und auch durchgesetzt habe, wird Goethe zum Befreier des individuellen Gefühlslebens und so auch zu einer positiven Bezugsfigur für Walser selbst: »Ich empfinde inzwischen diese Goethesche Anregung als die wichtigste: daß er nicht nur mit getauften Gefühlen lebte«, und es zum Lebensprinzip erhoben hat, »alles schon zur Macht Gekommene mit dem eigenen Gefühl zu prüfen.«⁵⁷ Seine eigentliche Leistung sei die »Erweckung der deutschen Sprache aus der Betäubung durch die machthabenden präventösen Vokabulare«: »Seit Goethe von sich gesprochen hat, können wir von uns

52 Wittkowski, Schriftsteller (Anm. 46), S. 157.

53 Ebd.

54 Totten, Gespräch (Anm. 10), S. 42.

55 Ebd., S. 43.

56 Martin Walser, Hilfe vom Selbsthelfer (Ein Versuch über Goethe), in: Ders./Italo A. Chiusano, Omaggio sentimentale a Goethe. Due conferenze in occasione della celebrazione del bicentenario del viaggio in Sicilia di Johann Wolfgang Goethe. Zwei Vorträge anlässlich der 200-Jahrfeier von Goethes Reise durch Sizilien, Palermo o. J. [1988], unpag.

57 Ebd.

sprechen.«⁵⁸ Als Entdecker von Subjektivität und Individualität reiht er sich in die Genealogie der bewunderten Vorläufergestalten ein. Zugespißt formuliert: Goethe vermag den Makel seiner großbürgerlichen Herkunft vergessen zu machen, weil er Dichtung schreibt, die – Walser – persönlich nah geht. Praktisch bedeutet dies, dass jedes einzelne der mittlerweile klassisch gewordenen Werke erst dann vorbehaltlos rezipiert werden kann, wenn es beim Lesen zu einem »Existenztext«⁵⁹ geworden ist. Doch Walser beschränkt die Vorbildwirkung Goethes durchaus nicht auf dessen schriftstellerische Produktion, sondern weitet sie auf die Person des Weimarer Autors aus. Nicht etwa die Gesamtheit seiner Dichtungen oder ein bestimmter literarischer Text bilde sein »größtes Lebenswerk«, seine eigentlich heroische Leistung sei vielmehr die »Gemeinschaft mit [...] Christiane Vulpius«, werde in dieser Verbindung doch Goethes Auflehnung gegen »den Anstandsdruck und den Standesterror«⁶⁰ der ihn umgebenden Gesellschaft am deutlichsten erkennbar. Selbst die Lebenspraxis weist Goethe nun als Nonkonformisten aus und beglaubigt seine dichterische Befreiungswirkung.

Mit dieser Umdeutung einher geht eine radikale Neudefinition des Klassiker-Begriffs. Walser koppelt die Frage nach der Bedeutung literarischer Texte ganz von der Ästhetik ab und verlegt sie ins Erleben des einzelnen hinein. Das Wirkungspotential der Literatur wird nicht mehr in ästhetischen, historischen, kulturellen oder sozialen Kategorien beschrieben, sondern in individualpsychologischen: »Die uns beleben, [...] das sind Klassiker.«⁶¹ Eine solch rigorose Individualisierung des Zugangs zur Dichtung und damit zu Zeugnissen der Historie führt allerdings unweigerlich in Aporien. Denn auch wenn Literatur ganz persönlich erlebt wird, löst sie sich damit noch nicht in amorphe »Empfindungskomplexe« (Ernst Mach) auf. Die von Walser praktizierte strikte Subjektivierung des Geschichtsbezugs jedenfalls suspendiert kurzerhand den Begriff des Klassischen, der sich ja gerade durch seine inter-

58 Ebd.

59 Walser, Anziehungskraft (Anm. 34), S. 258.

60 Walser, Selbsthelfer (Anm. 56).

61 Martin Walser, Was ist ein Klassiker?, in: Ders., Über Deutschland reden, erw. Neuauf., Frankfurt am Main 1989 (edition suhrkamp N. F. 553), 40-52, hier S. 52. Der Aufsatz erschien zunächst unter dem Titel: »Die uns beleben, das sind Klassiker. Von der Brauchbarkeit unserer Dichter und Denker« in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 29.12.1984, Nr. 294 (Beilage »Bilder und Zeiten«).

subjektive Dimension auszeichnet. Auch blendet Walser das soziale und kulturelle Vermitteltsein von Erfahrung völlig aus. Individuelles Erleben aber findet immer in einem transsubjektiven Kontext statt und wird auf transsubjektive Weise medial vermittelt.

Nur indem Walser die gesamte Wirkungsgeschichte ausblendet und einen – scheinbar – ganz individuellen Zugang zu Goethe sucht, kann er ihn sich anverwandeln. Im Zuge eines langandauernden Umwertungsprozesses, der die Korrektur früherer Ansichten mit einschließt, macht er das widerständige Gegenüber für sich kompatibel. Und da Goethes Texte immer mit Blick auf den Autor gelesen werden, ändert sich auch dessen Einschätzung. 1993 ist nahezu jede Ambivalenz in der Einstellung zu ihm verschwunden. Die einstmals geschmähten ›Lehrjahre‹ werden nun in die Reihe der walterschen Lieblingstexte aufgenommen: »Nach einigem Sträuben zähle ich den Wilhelm Meister jetzt zu den Büchern, die ich immer wieder lesen kann.«⁶² Im Rückblick räumt Walser sogar Einseitigkeiten seiner bisherigen Goethe-Rezeption ein. Doch damit nicht genug: Er behauptet auch, dass er Texten dieses Autors bereits zu einem Zeitpunkt mit Verständnis und Sympathie begegnet sei, zu dem er öffentlich noch gegen ihn agitiert habe. Im Hinblick auf die ›Lehrjahre‹ heißt es etwa: »Daß es [...] Selbstbewußtsein für den Bürger nur gibt, wenn er zum Adel desertiert, habe ich von 1970 bis 75 diesem Buch und seinem Verfasser verübelt. Aber ich las das Buch da schon viel unangestrongter, gieriger als in den Fünfzigerjahren.«⁶³ Walser reflektiert und bedauert zudem das Denken in Lagern, das seine publizistischen Stellungnahmen mindestens bis zum Ende der siebziger Jahre beherrscht habe, und bekennt: »Ich las nur, um recht zu haben. [...] Es teilte sich die Welt in links und rechts. Links Forster, Jean Paul, Fichte. Rechts Goethe, Friedrich Schlegel, Adam Müller. Thomas Mann.«⁶⁴ Umso beglückender sei für ihn die »dritte Stufe der Wilhelm Meister-Lektüre« gewesen, als ihm der Text erstmals zur »Leseerfahrung«⁶⁵ wurde. Die Rehabilitierung Goethes geschieht freilich auf Kosten Thomas Manns. So heißt es im Aufsatz ›Des Lesers Selbstverständnis‹ wieder mit Bezug auf ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹:

62 Walser, *Erfahrung* (Anm. 18), S. 160.

63 Martin Walser, *Selbstverständnis* (Anm. 18), S. 176.

64 Ebd., S. 177.

65 Ebd.

Ich hatte mir eine Art Parteilichkeit gegenüber Goethe angemaßt, die nur einem Zeitgenossen gegenüber sinnvoll oder verständlich sein kann. Ich habe Goethe sozusagen haftbar gemacht für das, was Thomas Mann mit ihm angestellt hat. Das ist eifriger als nötig. So war ich eine Zeitlang unempfindlich geworden für Wilhelms erhaltene Leidensfähigkeit.⁶⁶

Offenbar gelingt die Exkulpierung Goethes umso leichter, als mit Thomas Mann ein vertrautes Hassobjekt erhalten bleibt. Gleichwohl ist die Konsequenz, die sich aus der Neubewertung Goethes ergibt, bemerkenswert, verabschiedet Walser doch zur Gänze jene dichotomische Konstruktion von Literaturgeschichte, die er in den sechziger und siebziger Jahren entworfen hatte:

Auf jeden Fall, das Selbstbewußtseinsprojekt des Deserteurs Goethe und die Projekte der Kleinbürger Jean Paul und Fichte [...] sind einander, wie mir allmählich aufging, näher als es mir zuerst lieb geworden wäre. Wilhelm Meisters Variationen über ›So ist denn alles nichts‹ sind den Gegenkarrieren der Jean Paul-Helden im Hesperus verwandt: der Kleinbürger ist in Wirklichkeit ein Adelssohn, und der Adelige ist der Kleinbürger.⁶⁷

Das Fazit lautet: »Wir, die Nachgeborenen und immer noch nicht Stabilisierten, nicht Legitimierten, nicht Geretteten, wir können mit den Sätzen Goethes, Jean Pauls, Fichtes unsere eigenen Mangelserfahrungen durchmusizieren.«⁶⁸

Literarisch schlug sich die veränderte Einschätzung Goethes jedoch erst mit erheblicher zeitlicher Verspätung nieder. Dafür dokumentiert sie sich im 2008 erschienenen Roman ›Ein liebender Mann‹ mit aller Wucht, stellt Martin Walser den Weimarer Dichter hier doch zum ersten Mal in den Mittelpunkt eines seiner Werke, was angesichts der Tatsache, dass er ihn bereits im Eckermann-Stück als Figur hat auftreten lassen

66 Ebd., S. 177 f.

67 Ebd., S. 178.

68 Ebd., S. 179. »Mangel« ist bekanntlich eine Zentralkategorie in Walsers Werk (vgl. Volker Bohn, Poetiken des Mangels. Zu Martin Walser und Peter Rühmkorf, in: Horst Dieter Schlosser und Hans Dieter Zimmermann (Hrsg.), Poetik. Essays [...] und andere Beiträge zu den Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Frankfurt am Main 1988, S. 161-170).

und Goethe-Texte schon mehrfach als Bezugstext für die eigene Erzählprosa genutzt hat, um so bemerkenswerter ist.⁶⁹ ›Ein liebender Mann‹ thematisiert die schon von Zeitgenossen als ungehörig und skandalös empfundene und selbst für heutige Leser noch hochgradig irritierend wirkende Zuneigung des knapp 74-jährigen Witwers Goethe zu der 19-jährigen Ulrike von Levetzow, die sogar zu einem Heiratsantrag führte, der allerdings von der Angebeteten nicht angenommen wurde. Da die Umstände dieser außerordentlichen Beziehung weitgehend ungeklärt geblieben sind, weil sich keiner der unmittelbar Beteiligten ausführlicher dazu geäußert hat, bot sie von vornherein einen geeigneten Stoff zur literarischen Gestaltung.

Walsers Roman ist indes nur dann adäquat zu verstehen, wenn man ihn – auch – als Gegenentwurf zu ›In Goethes Hand‹ liest. Der enge Bezug zwischen beiden Texten wird u. a. daran erkennbar, dass die schicksalhafte Begegnung mit Ulrike von Levetzow während des Kuraufenthalts in Marienbad bereits in Szene 2 und 3 des ersten Abschnitts des Eckermann-Dramas eine Rolle gespielt hat. Im Stück aus dem Jahr 1982 kehrt Goethe soeben aus dem böhmischen Bad zurück und trifft am 13. September 1823 in Jena ein, wo eine ganze Entourage aus Familienangehörigen, Mitarbeitern und Bekannten ungeduldig und aufgeregt auf ihn wartet. Der vorausgereiste Diener Stadelmann kolportiert in diesem Zusammenhang »Marienbader Klatsch« (IGH, S. 27) und berichtet den Anwesenden, dass »der Geheimrat gebannt ist von einem roten und seidenen Schirm zwischen Kreuzbrunnen und Promenade« (IGH, S. 23): »Jeder kennt das Paar. Sie neunzehn, er vierundsiebzig« (IGH, S. 26). Walser hat die enge Relation zwischen beiden Texten durch diverse intertextuelle Elemente hervorgehoben, die bis hin zum Selbstzitat gehen: So fungiert Marienbad hier wie dort als Gegenort zur Klassikerwohn- und -wirkungsstätte Weimar: Einmal wird vom Bann des »Zauberkreises von Böhmen« (IGH, S. 29) gesprochen, das andere Mal ist die Rede vom »böhmischen Zauberkessel« (ELM, S. 46). Der Diener Stadelmann betreibt jeweils »Haarfälschung« (IGH, S. 24), indem er auch nicht von Goethe selbst stammende Kopfhare als reliquienähn-

69 Zitate aus diesem Text sind mit der Sigle »ELM« versehen und werden unter Nennung der Seitenangabe direkt im Text nachgewiesen.

liche Devotionalien verkauft (vgl. ELM, S. 166).⁷⁰ Und die Marienbader ›Elegie‹ spielt im früheren wie im späteren Text eine markante Rolle.

So sehr diese Parallelen auch ins Auge fallen, die Differenzen sind letztlich bedeutsamer, weil nur sie erkennen lassen, wie sehr sich ›Ein liebender Mann‹ von seiner Stoßrichtung her vom Vorgängertext absetzt. So erkennt sich 1982 Walser noch in der Gestalt Eckermanns wieder, die er als eine Art alter ego seiner selbst präsentiert.⁷¹ Goethes Wunsch, nach Böhmen zurückzukehren, erscheint bloß als eskapistischer Eigensinn eines Mannes, der auf Selbstbestätigung und ein Durchbrechen der langweiligen alltäglichen Routine aus ist. Kurzerhand tröstet denn auch »Martin Walser [...] den johannestriebigen Olympier [...] in kollegialer Solidarität [...] mit dem Gewinn eines dreizehnjährigen Gustchens über den Verlust der neunzehn-jährigen Ulrike von Levezow hinweg«. ⁷² Dementsprechend geht der Ton des Stückes in den Szenen, in denen Goethe auftritt, überwiegend ins Burlesk-Flapsige. Eine wirklich existentielle Dimension hat einzig Eckermanns Leiden. Auf diese Weise konnte der Autor sich Goethe aus der Außenperspektive eines Lebensbegleiters annähern.

In ›Ein liebender Mann‹ dagegen identifiziert sich Walser mit Goethe selbst und macht dessen Leidens- und Mangelserfahrungen zu seinen eigenen.⁷³ Meinte er im Eckermann-Stück noch mit Blick auf den Wei-

70 Dass der Autor in ›Ein liebender Mann‹ Goethes Verhältnis zu Stadelmann als von gegenseitiger Rücksichtnahme getragene Ergebnis vorführt, kommt einer Rücknahme der Herr/Knecht-Beziehung von ›In Goethes Hand‹ gleich. Walser zeichnet also gewissermaßen ein positives Gegenbild zur hochgradig asymmetrischen Beziehung zwischen Goethe und Eckermann. Stadelmann wird in seiner treuen Ergebnisbeziehung beinahe zum Verbündeten Goethes, während Sohn August und Schwiegertochter Ottilie noch stärker als in ›In Goethes Hand‹ zu Aufsichtsinstanzen mutieren.

71 Doane kann denn auch konstatieren: »Walser admits to experiencing in his studies of Goethe the same love-hate conflict as his protagonist« (Heike A. Doane, *Love vs. life. Martin Walser describes Johann Peter Eckermann's development*, in: Bauer Pickar/Cramer (ed.), *The Age of Goethe Today* [Anm. 43], S. 165).

72 Neumann, *Bruder Eckermann* (Anm. 43), S. 172.

73 Borchmeyer hat diese Einsicht pointiert folgendermaßen formuliert: »Walser lässt Goethe [...] schreiben, wie Walser geschrieben hätte, wenn er selber Goethe gewesen wäre.« (»Die Leiden des alten Werther«. Martin Walsers Goethe-Roman ›Ein liebender Mann‹. Ein Dialog zwischen Dieter Borchmeyer und Peter Gülke, in: *Goethe-Jahrbuch*, Jg. 126, 2009, S. 260-269, hier S. 264.)

marer Dichter: »Der Verzweiflungsvirtuose muß die Finger lassen von diesem Lebensmann« (IGH, S. 41 f.), interessieren den Autor im fortgeschrittenen Alter gerade jene Erfahrungen, welche die Attitüde der gefestigten Existenz ins Wanken bringen und den »Lebensmann« als »Verzweiflungsvirtuosen« zeigen.⁷⁴ Indem er die Irritationen und Verunsicherungen der Person Goethes selbst herausarbeitet, wird diese mit einem Mal für ihn zugänglich. Ja, es findet eine regelrechte Identifikation statt, die freilich nur möglich ist, weil hinter dem Bild des Klassikers und hinter der zur Schau gestellten Existenz abgeklärter Selbstgewissheit eine Verletzlichkeit und Irritabilität erkennbar wird, die Empathie gestattet. Sah Walser in Goethes Abwehr gegenüber der Konfrontation mit dem Tod und unliebsamen Lebenserfahrungen anfangs noch als Charakterdefizite einzuschätzende persönliche Idiosynkrasien, so deutet er Goethes übergroße »Empfindlichkeit« (IGH, S. 20) im Eckermann-Stück bereits ambivalent als Anzeichen von – sowohl positiv wie negativ auszulegender – Irritierbarkeit, und versteht sie in ›Ein liebender Mann‹ schließlich sogar als Beleg für äußerste Sensibilität.

Der Preis für die Fähigkeit zur Einfühlung ist freilich die enthistorisierende Verallgemeinerung Goethes zum »liebenden Mann«. Hier tritt die Differenz zum Vorgängertext grell ins Licht: Während Walser ›In Goethes Hand‹ den Namen der Zentralgestalt Eckermann verschwieg, um die Auslöschung seiner Identität durch die dominante Bezugsfigur Goethe polemisch erkennbar werden zu lassen, unterbleibt in ›Ein liebender Mann‹ die Nennung des Protagonisten im Titel, um keine Zelebritätsmarkierung vorzunehmen.⁷⁵ Die Individualität der Person Goe-

74 Diese Vorgehensweise entspricht im übrigen Walsers seit Beginn der achtziger Jahre praktiziertem poetischen Prinzip, das Gewicht der »Gegenfigur« zu stärken (Totten, Gespräch [Anm. 10], S. 37). Während er in den meisten seiner Texte aber die gegensätzlichen Lebenshaltungen und Identitätskonzepte auf unterschiedliche Figuren verteilt, um dann »die beiden Stimmen [...] gegeneinander ins Spiel« zu bringen, ist der Widerpart in ›Ein liebender Mann‹ das eigene Goethe-Bild aus früheren Jahren (ebd., S. 36).

75 Dies dürfte auch der Grund dafür sein, dass Walser seinen Roman so anlegt, dass er vom Leser weitgehend ohne Vorkenntnisse verstanden werden kann. In zuweilen bemüht, ja fast penetrant wirkender Weise liefert der Text kurze Erläuterungen zu Personennamen, Begriffen oder Redewendungen, die dem Uneingeweihten nicht bekannt sind. Von der Literaturkritik ist das seinerzeit so kommentiert worden, dass man »hier einer Goethe-Schwundstufe, einem ›Goethe-Light‹ (oder besser: ›Goethe Zero‹?) für Anfänger oder eilige Leser begegne« (vgl. Thomas

thes wird geschützt, indem die Erwartungen des Publikums unterlaufen werden. Die Überschrift ›Ein liebender Mann‹ jedenfalls lässt keinen Goethe-Roman vermuten. Durch ihre Rückführung aufs Existentielle wird die Ausnahmeform (neu) zugänglich. Somit ergibt sich die Paradoxie, dass für Walser die emphatische Entdeckung Goethes mit dessen Reduktion auf den Gattungscharakter einhergeht. Einzig die Geschlechtszugehörigkeit setzt hier einen Akzent, der die Art des Begehrens akzentuiert.

Was in ›Ein liebender Mann‹ zentral thematisiert wird, ist vor allem das Verhältnis von Leben und Dichtung. Indem der Roman Goethes widersprüchliche Gefühlslage nachzeichnet, seine Hoffnungen und Enttäuschungen nacherlebbar macht, führt er das Lebenssubstrat vor, das die Voraussetzung von Kunst ist und schließlich in den Text der ›Elegie‹ von Marienbad transformiert wird.⁷⁶ Literatur ist demnach in Sprache verwandeltes Leiden, das durch Lektüre wieder erfahren und so existentiell nachempfunden werden kann. Indem Walser eine Handlungsszenarie entwirft, die motiviert, wie es zur Abfassung der Marienbader ›Elegie‹ gekommen ist, unternimmt er eine Rückübersetzung der Dichtung in Leben. Mit anderen Worten: Walser betreibt eine fiktive Rekonstruktion des Erlebnissubstrats, aus dem die Marienbader ›Elegie‹ angeblich hervorgegangen ist. Dabei verwandelt er sich Goethe auf radikale Art und Weise an: Er zeichnet ihn als alter ego seiner selbst und lässt ihn als Bauchredner walserscher Romansentenzen auftreten.

Besondere Anerkennung zollt er ihm insofern, als er Goethe höchste Leidensfähigkeit zubilligt. Dabei kommt Walser die oft konstatierte biographische Dimension von Goethes Texten zugute, ermöglicht sie ihm doch, Literatur als textuelle Umsetzung real empfundener Freuden und Leiden zu deuten. Und da die – angeblich durchweg am Paradigma der Erlebnisdichtung orientierten – Texte so virtuos Gefühle zu beschreiben wissen, können auch die ihnen zugrundeliegenden Emotionen nur tief, elementar und ursprünglich gewesen sein, was den »edel Entsagenden«

Richter, Martin Walser, ›Ein liebender Mann‹, in: Deutsche Bücher, Jg. 38, 2008, S. 236). Der Sinn dieses Verfahrens besteht aber offensichtlich darin, die Gestalt Goethe von allem Bildungsballast und philologischen Expertenwissen befreit darzustellen, damit die Schilderung seiner Situation auch den nicht vorinformierten Rezipienten erreicht.

76 Goethe zitiert deshalb im Roman Verse aus der im Entstehen begriffenen ›Elegie‹.

(ELM, S. 219) in den Augen des Autors nobilitiert. Walser geht es um die Vermenschlichung einer zum kulturellen Denkmal gewordenen Berühmtheit. Dies gelingt dadurch, dass Goethe als »liebender Mann« gezeigt wird, dem im Alter von 73 Jahren ein existenzerschütterndes Erlebnis widerfährt, gegen das er sich trotz beständig eingeübter Selbstdisziplinierungstechniken nicht wehren kann: nämlich die bedingungslose Liebe zu einem 19-jährigen Mädchen. Da alle Versuche, den dadurch ausgelösten Gefühlsaufruhr zu bändigen, kläglich scheitern, entpuppt sich die gesamte um Fassung bemühte Haltung als Fassade, und die in die Sprache der Literatur gegossenen Sätze erscheinen als »Verzichtstheater« (ELM, S. 277) bzw. »Entsagungstheater« (ELM, S. 255). Indem aber der solcherart individuell erzeugte »edle Schein« (ELM, S. 242) als Teil eines von der sozialen Umwelt geforderten »Kulturbetrugs« (ELM, S. 241) entlarvt wird, verschiebt sich die Kritik vom Subjekt auf die Gesellschaft. Attackiert wird nun die allgemeine »Kulturlüge« (ELM, S. 242) und das von ihr in Gang gesetzte »Kulturgeschwätz« (ELM, S. 222). So wandelt sich die einstmalige Goethe-Kritik zu einer fundamentalen Kulturkritik. Goethe selbst ist davon nur noch insofern betroffen, als er die »edelste Kulturfassade Deutschlands« (ELM, S. 265 f.) verkörpert. Zu einer solchen ist er indes erst durch die Projektionen einer tyrannischen Mitwelt geworden. Auf diese Weise erlebt die Figur Goethe eine Spaltung in eine öffentliche und eine private Person, wobei das existentiell verunsicherte Individuum die nach außen hin vorgezeigte Schauseite letztlich zur Stützung des eigenen Selbst benötigt: »ER ist der, den ich nötig habe, um ICH zu sein« (ELM, S. 197).

Wie schon in ›Die Verteidigung der Kindheit‹ (1991) und ›Ein springender Brunnen‹ (1998), wo er individuelle Erfahrung in fast militant zu nennender Weise vor der Deutungsmacht einer nachträglich Bewertungen vornehmenden Geschichtsdarstellung in Schutz nimmt,⁷⁷ bringt Walser in ›Ein liebender Mann‹ Gefühlswahrheit gegen soziale Normierungen in Stellung. Mit dem in apodiktischem Ton geäußerten Axiom

77 Siehe hierzu Nadja Hadek, *Vergangenheitsbewältigung im Werk Martin Walsers*, Augsburg 2006 (Germanistik und Gegenwartsliteratur 3) und Jakub Novák, *Martin Walsers doppelte Buchführung. Die Konstruktion und die Dekonstruktion der nationalen Identität in seinem Spätwerk* (Diss. Universität Konstanz 2002 – <http://www.ub.uni-konstanz.de/kops/volltexte/2003/944/pdf/novak.pdf>).

»Alles ist relativ, ausgenommen die Liebe. Das ist eine Erfahrung« (ELM, S. 220) klagt er das Recht auf eine Unmittelbarkeit der Empfindung ein, die er ausdrücklich als »moralfrei« (ELM, S. 222) verstanden wissen will. Der Durchbruch zu einer bislang ungekannten Erfahrung von Eigentlichkeit – »Jetzt erst bin ich es selber, der fühlt, der spricht« (ELM, S. 195) – wird für Goethe zum, wenn auch schmerzenden, Befreiungserlebnis. Walser lässt seinen Protagonisten mithin nicht nur eine Stunde, sondern sogar eine ganze Kette von über mehrere Wochen verteilten Momenten der »wahren Empfindung« (Handke) verspüren.

Doch die aggressive Verteidigung der Irrationalität menschlicher Gefühle sucht beileibe nicht nur Emotionen zu rehabilitieren, sondern dient eben auch hier wieder als Instrument einer Revolte gegen »kulturellen Firnis« (ELM, S. 192). Das trotzig Insistieren auf der Berechtigung subjektiver Gefühlszustände – auch wenn diese als unschicklich angesehen werden oder gegen soziale Gebote verstoßen – wendet Walser bewusst ins Zivilisationskritische. So lässt er seinen Helden Goethe vorwurfsvoll sagen: »Jede Art von Sitte, Moral, Gewohnheit, Anstand und Ordentlichkeit hat sich zu einer einzigen Oberaufsicht zusammengefunden, um mir auf jede Art zu sagen, ich sei unmöglich« (ELM, S. 190). »Unmöglich« wirkt Goethe deshalb auf seine Mitmenschen, weil er sich trotz seines fortgeschrittenen Alters nicht verbieten lassen will zu lieben. Bereits im Eckermann-Stück war zu lesen: »Macht euch das klar: Alte! das ist keine andere Sorte Mensch. Alte wollen, was Jüngere wollen. Kriegen's nur nicht« (IGH, S. 42). Alt-Sein bedeutet demnach, zusätzliche Mangel Erfahrungen zu machen. Während freilich im Eckermann-Stück die Thematisierung des Altwerdens eine weitere Variante der alten walserschen These vom Mangel als Motor des Schreibens darstellt, belässt es der Autor in ›Ein liebender Mann‹ nicht dabei, sondern bringt die Leidenschaft des alten Goethe für ein Mädchen, das sich erst an der Schwelle zum Erwachsenenalter befindet, in Stellung, um die Berechtigung subjektiven Empfindens unabhängig von gesellschaftlichen Moralvorstellungen einzuklagen. Was freilich im historischen Fall des hochberühmten Goethe und der von ihm auserwählten Ulrike von Levetzow noch als durch die Prominenz der Liebenden legitimierte, sympathisch wirkendes Plädoyer für Verständnis gegenüber dem Bedürfnis nach Liebe auch im fortgeschrittenen Alter erscheint, wird rasch überaus anstößig, wenn man Walsers Forderung nach einem Verzicht auf moralische Bewertung individuellen Verhaltens weiter-

denkt. Im Drama ›In Goethes Hand‹ taucht ja bereits am Rande eine Konstellation auf, in der Goethe auf ein erst 13 Jahre altes Mädchen, nämlich die später von Eckermann geliebte Auguste Kladzig, trifft. Allerdings wird die Brisanz dieser Versuchsanordnung – »Experiment« (IGH, S. 26) nennt der Diener Stadelmann im Eckermann-Drama bezeichnenderweise die Konstellation zwischen dem alten Goethe und der um mehr als zwei Generationen jüngeren Ulrike von Levetzow – dort abgebogen, weil das Mädchen nur als von Goethes Angehörigen gezielt eingesetztes Lockmittel fungiert. Stellt man sich aber einmal vor, Goethe hätte sich in »Gustchen« so verliebt wie in Ulrike von Levetzow, dann wird Walsers Polemik gegen »Sitte, Moral, Gewohnheit, Anstand und Ordentlichkeit« prekär. Es ist unbefriedigend, dass Walser vor einer Antwort auf die Frage, wie eine solche Situation zu bewerten wäre, einfach ausweicht, weil der Leser doch gerade mit der Forderung nach vorbehaltloser Akzeptanz des Unerhörten konfrontiert wird. Das hier angestellte Gedankenspiel soll Martin Walser keineswegs denunzieren, es soll lediglich veranschaulichen helfen, wie problematisch dessen kulturkritisch akzentuierte Insistenz auf die Unmittelbarkeit persönlichen Gefühlserlebens letztlich ist. Redlicherweise müsste eben auch gesagt werden, dass kulturelle Grenzziehungen eine Schutzfunktion für den einzelnen haben.

Indem Walser Goethe als Nonkonformisten präsentiert, der sich nur widerwillig in seine Rolle als vorbildhafter Kulturrepräsentant fügt und sich nur mit hohem Leidensdruck gesellschaftskonformes Verhalten abzurufen vermag, wird dieser zu einer Figur des Widerstands.⁷⁸ Schon im Aufsatz ›Des Lesers Selbstverständnis‹ hatte er den Weimarer Dichter ja zum »Deserteur«⁷⁹ gemacht. Der Protest richtet sich nun aber nicht mehr gegen die ungleiche Chancenverteilung der Klassengesellschaft, sondern gegen den zivilisatorischen Zwangscharakter insgesamt. Martin Walser hat sich also von einem Gesellschafts- zu einem Kulturkritiker gewandelt, und er hat dabei die einstige Hassfigur Goethe – als Inkarnation einer kulturellen Vorbildinstanz – zu seinem Verbündeten gemacht. Hatte er 1981 in einem Interview noch alle diejenigen att-

78 Walser präsentiert mithin einen »Goethe gegen Goethe« und setzt einen »von Tradition nicht eingeholten gegen den wirkungsgeschichtlich etablierten und festgeschriebenen Goethe« (»Die Leiden des alten Werther« [Anm. 73], S. 264).

79 Walser, Selbstverständnis (Anm. 18), S. 178.

kiert, die ein »Anbetungsverhältnis«⁸⁰ zu Goethe pflegen, so offenbart der jüngste Roman ein Maß an Empathie, das der Adoration nicht mehr allzu fern steht. Martin Walser befindet sich nun nicht mehr wider Willen »in Goethes Hand«, sondern aus ihm ist überraschenderweise ein den Weimarer Dichter »liebender Mann« geworden, wobei freilich seine anverwandelte Zuneigung sogleich wieder in die Paradoxie einer das eigene Selbst stabilisierenden Abhängigkeit getrieben wird, wie sie nach Walsers Auffassung für einen dem Kleinbürgertum entstammenden Autor typisch ist.

Außerdem hat er seine Selbstkorrektur, die einem Widerruf gleichkommt,⁸¹ so ostentativ betrieben, dass sie unglaublich wirkt. Die Ungebrochenheit, mit der Walser sich nunmehr zu Goethe bekennt, mutet nachgerade ironisch an, mindestens streckenweise. Der Verdacht liegt deshalb nahe, dass Walser hier eine Verfahrensweise pflegt, die in den letzten Jahren besonders der kabarettistisch-subversive Fernsehunterhaltungskünstler Harald Schmidt kultiviert hat, nämlich die der puren Affirmation, die gerade wegen ihrer fehlenden Negativität und ihrer mangelnden Skalierung ein satirisches Potential entfaltet. Im Grunde wendet Walser eine List an, die er seinen als »Kleinbürger« etikettierten Menschen zugeschrieben hat, nämlich die vollständige Selbstnegierung. Selbst vollmundig geäußertes Goethe-Lob enthält daher den Keim der relativierenden Rücknahme in sich. Der Schriftsteller Martin Walser scheint mithin das ironisch-verzweifelte Bekenntnis seiner Dramenfigur Eckermann zu teilen: »Ich Goethe hassen, ich! Warum nicht gleich die Sonne, das Licht, das Leben ... oder Gott!! [...] Goethe ist wunderbar. Also wenn Goethe nicht wunderbar ist, wer dann? Man kann ihn nur lieben« (IGH, S. 153 f.). In Eckermanns gänzlicher Negation negativer Gefühle und seiner scheinbar bedingungslosen Unterwerfung steckt freilich auch ein mindestens symbolischer Widerstand gegen das übermächtige Gegenüber.⁸² Anders gesagt: Die absolute Kapitulation ist letztlich ein – wenngleich paradox anmutender – Akt des Aufbegehrens, das in sein Gegenteil verkehrt ist.

80 Totten, Gespräch (Anm. 10), S. 43.

81 Vgl. Jaeger, Goethe (Anm. 26), S. 115.

82 Erkennbar wird dies aus dem unausgesprochenen »Sonst ...«, das, indem es direkt auf die zitierte Textstelle folgt, mögliche Konsequenzen zwar nicht ausspricht, aber doch immerhin als vorstellbar vorführt.